

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 18 (1977)
Heft: 10

Artikel: "Armenier" und "Bitschi" : Saisonarbeiter und Zivilisationsflüchtlinge in der UdSSR
Autor: Jachot, Viktor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1094894>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Saisonarbeiter und Zivilisationsflüchtlinge in der UdSSR

«Armenier» und «Bitschi»

Viktor Jachot erzählt von seltsamen Begegnungen, die er bei einem studentischen Arbeitseinsatz in Jakutien hatte

Im Norden der UdSSR leben schätzungsweise zwei Millionen Bitschi. Das sind Saisonarbeiter eigener Prägung. Sie müssen weder an den Wahlen teilnehmen noch Militärdienst leisten, weil sie nirgends registriert sind. Viktor Jachot, der die UdSSR 1972 verlassen hat und heute in Israel lebt, lernte diese eigenartigen Typen 1970 selber kennen. Er schildert hier dieses interessante Phänomen.

Zu Beginn eines jeden Sommers, meist Ende Juni, fahren Zehntausende von Studenten unter Komsomol-Obhut in die abgelegenen Teile des Landes, um dort «auf dem Bau» zu helfen. Die Sitte besteht seit Ende der fünfziger Jahre. Damals fehlte es nach Aufhebung stalinistischer Straf-lager an Arbeitskräften im Hohen Norden, im Fernen Osten, in Zentralsibirien und in Kasachstan. Die Erschliessung dieser Gebiete sollte aber weitergehen. Man sah die Möglichkeit studentischer Aushilfe in der Jahreszeit, die sich in den kalten Regionen ohnehin als einzige zu Konstruktionsarbeiten eignet.

Der lohnende Sommer für Moskauer Studenten und kaukasische Facharbeiter

Was den jungen Leuten an Berufskönnen abgeht, ersetzen sie durch ihre Zahl: zehn ungelernete Arbeiter vermögen einen Facharbeiter immer zu ersetzen — irgendwie. Dafür braucht man den Aushilfskräften weniger zu bezahlen. Doch weil die Komsomolbrigaden während ihrer Tätigkeit zur Sparsamkeit angehalten werden (und weil es ganz einfach an Gelegenheit zum Geldausgeben fehlt), können die Studenten am Ende bis zu 1000 Rubel nach Hause nehmen, eine Menge Geld für die Arbeit von drei Monaten. Routiniers, die jedes Jahr am gleichen Ort arbeiten, bringen es auf 1500, in Einzelfällen gar auf 2000 Rubel; man beneidet sie tüchtig darum.

Aber rund zwei Monate bevor die Studentenbrigaden sozusagen unter Fanfarenbegleitung zum Sommereinsatz aufbrechen, begeben sich — viel unauffälliger — andere Brigaden in die gleichen Regionen. Sie bilden sich selbständig und ungeheissen. Sie setzen sich vornehmlich aus Armeniern und Georgiern zusammen. Auf jeden Fall nennt man ihre Angehörigen unbeschadet ihrer Herkunft unweigerlich «Armenier». Das sind bestqualifizierte Leute, die auf saisonale Spitzgehälter aus sind. Sie machen die anspruchsvolle Arbeit, die von den Komsomolzen nicht geleistet werden kann; sie fangen Tag für Tag bei Sonnenaufgang an und hören bei Sonnenuntergang auf.

Ich erinnere mich, wie 1963 auf einem kasachischen Bauplatz sechs Armenier erheblich mehr zustande brachten als unsere ganze Studenteneinheit von 22 Mann. Diese selbstbewussten Facharbeiter haben einen genauen Begriff vom Wert ihrer Zeit. Unterbrüche dulden sie nicht. Einmal hatten wir eine Zwangspause, weil sich

das Eintreffen von Baumaterial verzögerte. Nach zwei Tagen brachen die Armenier einfach auf und zogen fort. Für den Sowchos, der sie angestellt hatte, war das eine Katastrophe. Man sollte Stallbauten beenden, solange es die Jahreszeit zulies, und der eigenmächtige Wegzug der wirklichen Könner bedeutete, dass Kühe und Schweine schutzlos überwintern mussten.

Trotz der Möglichkeit solcher Zwischenfälle bevorzugen die lokalen Verwaltungen immer wieder diese freien Arbeitskräfte, zuweilen sogar auf Kosten der ordentlich vereinbarten Hilfe von Komsomolzen, die man dann abzuschieben sucht.

Ich habe solche «wilden» Brigaden immer wieder auf ihren selbstgewählten Arbeitsplätzen im nördlichen Sibirien angetroffen. Diese Saisoniers können gut und gerne ihre 3000 Rubel in der Tasche haben, wenn sie im Herbst heimziehen. Im Südwesten der UdSSR, wo es der Landbevölkerung an bautechnischer Tradition fehlt, ist die Nachfrage noch grösser. Es ist offenkundig, dass man diese Leute weit über alle Normen hinaus entlohnt. Aber wenn es um dringliche Vorhaben geht, zahlt man unbedenklich, damit bloss die Arbeit gemacht wird, auch wenn es sich bei genauem Hinsehen eigentlich um Schwarzarbeit handelt.

Doch jetzt will ich etwas über eine noch interessantere Kategorie von freien Arbeitern erzählen, so wie ich mit ihr bekannt geworden bin. Es geht um den nicht bloss etymologisch eigenartigen Begriff der «Bitschi».

Wie ich meine Komsomolbrigade in Stich liess und erstmals das rätselhafte Wort «Bitsch» vernahm

Fünf von uns, die am Institut für Nuklearphysik der Universität Moskau studierten, meldeten uns 1970 für einen Arbeitseinsatz in Jakutien an. Was uns dabei anzog, war natürlich die Aussicht, 1000 Rubel für zweieinhalb Monate Arbeit einzustecken.

Am 1. Juli kamen wir nach elfstündigem Flug in Jakutsk an, wo eine Hitze von 40 Grad herrschte. Der Bauplatz befand sich in der Stadt selbst.

Die Arbeit musste zügig vonstatten gehen, denn so um die Mitte September war der erste Frost zu erwarten. Schon nach einer Woche merkten wir, dass es kritisch werden könnte. Nichts war vorbereitet. Es fehlte an Baumaterialien, an Transportmöglichkeiten und an Facharbeitern.

Wir fünf Physiker fanden, das Herumlungern sei nicht unsere Sache. So liessen wir die übrigen Studenten der Brigade im Stich und machten uns auf den Weg ins tiefste Jakutien, auf der Suche nach Geld und Glück.

Wir fanden sofort Arbeit in einem Sowchos in der Taiga, unweit der Stadt Amga, wo einst der russische Schriftsteller Wladimir Korolenko im Exil gelebt hatte. Die Einheimischen nannten uns «Bitschi». Wir hatten keine Ahnung, was damit gemeint war. Und wenn wir so herumfragten, wer dieses oder jenes Objekt gebaut habe, erhielten wir mit schöner Regelmässigkeit den Bescheid: die «Bitschi».

Nachdem wir die ersten paar Nächte in einem verlassenen Stall verbracht hatten, offerierte man uns Unterkunft in einem Haus, wo schon einige veritable «Bitschi» wohnten. So lernten wir diese Wesen in Fleisch und Blut kennen. Und damit kamen wir einer überaus bemerkenswerten Erscheinung des sowjetischen Lebens auf die Spur. Das Phänomen ist im offiziellen Schrifttum kaum gewürdigt, aber den Behörden durchaus bekannt.

Gewesene Jemande mit städtischem Vorleben im nördlichen Halbjahresturnus

Ueber die Herkunft des Wortes «Bitschi» gibt es verschiedene Versionen. Eine davon beruft sich auf eine frühere Bestrafung britischer Seeleute, die man bei Missverhalten in irgendeinem Hafen an Land setzte und aus der Besatzungsliste strich, worauf sie sich als Gelegenheitsarbeiter weiter durchs Leben schlugen. Englisch: They were beached (an den Strand gebracht eher als «gestrandet»). Und daraus wäre das russische Wort abgeleitet: der Bitsch, die Bitschi.

Diese Deutung hörte ich allerdings erst später. Die Bitschi jedenfalls, die wir damals und dort antrafen, wussten offensichtlich nichts davon. Sie vertraten mit Nachdruck die Ansicht, ein Bitsch sei ein «Bywschij intelligentnyj tselchelowek», also ein normals intelligenter Mensch oder eine intellektuell gewesene Person. Und sie waren ausgesprochen stolz auf diese phantasievolle Auslegung.

Teppiche als Kunstwerke.

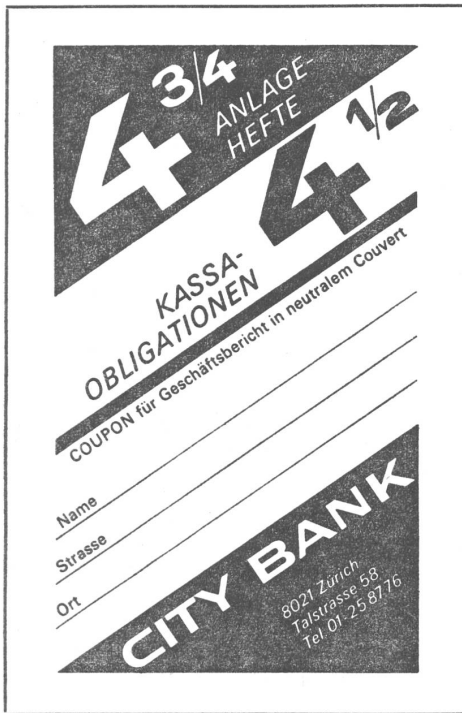
Wir haben im Orient Teppiche gefunden, die so einzig sind in ihrer Art, so wertvoll und schön, dass sie die Bezeichnung Kunstwerk ohne weiteres verdienen.

Weil sie so selten, alt und kostbar sind, haben wir diese Teppiche in einer Sammler-Kollektion zusammengefasst.

Wenn Sie Ihr gutes Geld in wertbeständigen, heute noch günstigen Teppichen anlegen wollen, sollten Sie das lieber heute als erst morgen tun.

Geelhaar

W. Geelhaar AG, Thunstrasse 7, 3000 Bern 6
Marktgasse 42, 3011 Bern
Teppich-Showroom Zürich, Zweierstr. 35, 8004 Zürich



Solche Selbstironie stand ihnen nicht nur gut, sie hatte auch ihren ganz realen Hintergrund. Denn tatsächlich kamen die Bitschi meist aus der städtischen Intelligenzia. Und sie hatten sozusagen fast durchwegs ein Vorleben, in dem sie «jemand» oder wenigstens «etwas» gewesen waren. Ich traf unter ihnen frühere Bewohner von Moskau, Leningrad, Kiew, Jerewan und Tbilissi. Fast möchte ich behaupten, dass es in der Sowjetunion keine grosse Stadt gibt, in der nicht irgendwann irgendeiner gesagt hätte: «Ach was, zur Hölle mit allem zusammen, ich gehe fort und werde bitschewat!»

Das aus dem wie immer abgeleiteten Substantiv abgeleitete Verb bedeutet, alles Bisherige aufzugeben, sich aus dem städtischen Staub zu machen und nach dem hohen Norden oder nach Sibirien zu ziehen. Es bedeutet, fernab von der Zivilisation mit den Brigaden zu leben, im Sommer das grosse Geld zu machen und es im Winter zechenderweise mit andern Bitschi zusammen einträchtig durchzubringen.

Die Bitschi bleiben nicht an einem Ort. Sie durchschweiften mit beiläufigem Forschungsgeist ganze Regionen, sie sammeln und tauschen Eindrücke und viele Gedanken dazu.

Bei «Stalin» über die Moral von Dostojewskij diskutieren

Ich weiss noch, wie in den Gesprächen meiner Bitschi immer wieder ein anscheinend besonders legendärer Bitsch erwähnt wurde, den man «Stalin» nannte. Auch ich kam dazu, seine Bekanntheit zu machen. Er lebte und lebt wohl noch in Amga, in einem kleinen Blockhaus. Er hat nur noch einen Arm. Den andern verlor er seinerzeit bei einem Betriebsunfall in der Fabrik; ich glaube, das hatte mit Strom oder Kurzschluss zu tun. Er ist der abweichende Fall von einem Bitsch, der ansässig geworden ist. Er lebt vom Passantenverkehr der andern Bitschi. Denn Amga ist sozusagen der Knotenpunkt ihrer Ope-

rationen in dieser Region. Da ist es immer gut, ein Plätzchen zu wissen, wo man behagliche Wärme findet und willkommen ist. Natürlich lohnen die Bitschi «Stalins» Gastfreundlichkeit, indem sie ihm Lebensmittel und reichlich Getränke bringen. Vor allem aber verbringen sie die Zeit bei ihm in einer geselligen Atmosphäre mit vielen Gesprächen über viele Dinge.

Die Bitschi lesen auch eine Menge. Ich glaube nicht, dass man sonst irgendwo unter Arbeitern so viele Leute mit Mittelschulbildung oder wenigstens angefangener Hochschulbildung antreffen kann. Ihre Ansichten über Literatur und Politik zeichnen sich durch Originalität aus. Das kommt wahrscheinlich daher, dass sie nicht durch die Begriffe konditioniert sind, die in den urbanen Zentren einer geplanten Gesellschaft vorherrschen. Aber es gibt eventuell noch einen konkreteren Grund: In diesen dünn besiedelten Gebieten kann man manche Radiosendungen empfangen, die anderswo den Störsendern zum Opfer fallen.

Ich erinnere mich an eine Diskussion über Tolstoj. Da wurde mit Leidenschaft der Standpunkt vertreten, früher hätten die herrschenden und die beherrschten Klassen in enger Beziehung zueinander gestanden, und sie seien auch füreinander eingetreten; heute hingegen seien sie durch Hass getrennt.

Erhebliche Zeit verbrachten die Bitschi — wie andere Russen auch — speziell damit, moralische Fragen zu erörtern. Was sie an Dostojewskij am meisten faszinierte, waren seine religiösen und ethischen Ansichten.

Sie selbst haben unter sich einen ungeschriebenen Moralkodex, auf den sie sehr stolz sind, und zwar mit Recht: sie helfen einander, so weit sie es vermögen, und sie sorgen füreinander. Soviel

ich weiss, kommt es höchst selten vor, dass einer den Kodex bricht. Und dann ist er geächtet. In einem Radius von einigen tausend Kilometern.

Gegen Heimweh ist auch ein Bitsch nicht gänzlich gefeit. Zuweilen erinnern sich die Ausbrecher ihrer Familien und ihres früheren Lebens, nehmen sich vor, mit dem Geld der nächsten Saison heimzukehren. Aber wenn dann der Winter naht, fühlen sie sich untereinander doch mehr daheim.

Junger Bitsch definiert die Freiheit: Wenn mir die Visage des Sowchoddirektors missfällt, kann er mir

Einmal fragte ich einen jungen Mann, der seinerzeit schon verschiedene Prüfungen an der Moskauer Universität bestanden hatte, aber nun bereits seit vier Jahren in Jakutien lebte, warum er denn sein Leben in diesen gottverlassenen Einöden verträgle. Er sagte mir, dass ich selber besser hierbleiben würde. Das begründete er ungefähr so:

Du musst Angst haben vor deinem Chef, vor den Sekretären im Parteikomitee, vor der lokalen Verwaltung, vor den Gewerkschaftsleuten. Wenn du nicht darauf achtest, sie dir alle erkenntlich zu halten, so bist du morgen deine Stelle los, und dann ade die 200 Rubel im Monat. Und das wäre dein Verdammungsurteil: aus mit der Karriere. Da kannst du ebensogut hingehen und dich erschiessen. Bei mir, siehst du, ist das anders. Ich bin mein eigener Chef. Ich sage, was ich will. Ich lebe, wo es mir passt und mit wem es mir passt. Ich verdiene so viel es mir gefällt. Ich komme zu einem Sowchos, und ich sage: «Haben Sie eine Arbeit für mich?» Der

(Fortsetzung auf Seite 11)

SOI-Veranstaltung in Zürich

Donnerstag, 2. Juni 1977, 17.15 Uhr
Kongresshaus Zürich – Vortragssaal

Redaktor Ulrich Kägi, Zürich, spricht zum Thema

Menschenrechte im Blick auf Belgrad

Oeffentlicher Vortrag – Eintritt frei
SOI – Schweizerisches Ost-Institut – SOI

Die «Bitschi»

(Fortsetzung von Seite 3)

Direktor sagt: «Ja, das und das wäre zu tun. Ein Hunderter oder so liegt schon drin.» Ich drehe mich einfach um und gehe, denn mein Preis ist 200 Rubel. Schön. Der Kerl rennt hinter mir her und wendet seine ganze Ueberredungskunst an, dass ich bleibe. Er nimmt sogar meinen Preis an. Aber jetzt: Wenn mir seine Visage nicht gefällt, dann lasse ich ihn stehen. Dann arbeite ich nicht für ihn. Um keinen Preis. Das ist es: ich bin ein freier Mann.

Diese Darlegungen des jungen Mannes sind mir noch häufig in den Sinn gekommen. Und mit der Zeit hörte ich noch andere Bitschi ähnliche Gefühle ausdrücken.

Der Wunsch nach Freiheit — so wie sie das verstehen — ist der eigentliche Beweggrund dieser Leute; daran zweifle ich nicht. Für etliche unter ihnen ist das Leben eines Bitsch gleichzeitig auch ein Protest. Einige sind Opfer politischer Repression gewesen, oder Kinder solcher Opfer. Das Gefühl des erlittenen Unrechts hat sie nie verlassen, und so haben sie Distanz zwischen sich und der Sowjetmacht gelegt.

Ich hörte von einem Mann erzählen, der seit Jahren in der Tajga lebte und sich weigerte, einen Personalausweis zu haben.

Die Bitschi nehmen nicht an den Wahlen teil. Sie leben in der Regel nicht lange genug an einem Ort, um ordnungsgemäss registriert zu werden und auf die Wählerliste zu kommen. Das passt ihnen. Und weil sie nicht registriert sind, werden sie nicht einmal zum Militärdienst eingezogen. Das passt ihnen erst recht.

Die «Entwicklung» seither: Theoretisch verändert, praktisch unverändert fortbestehend

Den Behörden passt es grundsätzlich weniger. Sie sind denn auch darangegangen, dafür zu sorgen, dass die Bitschi registriert werden. Der Direktor vom Sowchos, auf dem wir arbeiteten,



Importeur feiner Qualitätsweine

Südtirolerwein = fein und bekömmlich und erst noch günstig.

Sie finden bei uns Spezialitäten in ausgesuchter Qualität, wie:

Cabernet, Merlot, Weissburgunder, Blauburgunder, Malvasier usw.

Lassen Sie sich überraschen!

Vins Hess Weine
Bern - Steinhölzli Telefon 031/53 85 55

ein Jakute und ein Mitglied des KPdSU-Zentralkomitees, stellte uns das Verschwinden der Bitschi überhaupt in Aussicht. Aber die ideologisch begründete Intervention würde — das war auch ihm klar — ihre Nachteile haben. Als wir den Mann fragten, warum man denn diese Bitschi eigentlich dulde, antwortete er: «Weil wir sie brauchen. Ihr da, ihr Studenten, ihr kehrt nach Moskau zurück. Aber die Bitschi, die bleiben in der Gegend und sind für Arbeit zu haben.» Da brauche es schon noch ein paar Jahre, meinte er, bis man sie ganz erübrigen könne. Wir wollten wissen, wie viele Bitschi es denn gebe. Er schätzte, es seien 2 Millionen im Hohen Norden allein. Das alles war 1970. Letztes Jahr begegnete ich im Ausland einen Mann, der im Jahre 1975 mit den Bitschi zusammen gelebt hatte. Ich konnte seiner Schilderungen entnehmen, dass sich jedenfalls in jenen fünf Jahren nichts geändert hatte. Es gibt sie also noch, die Bitschi. ■

Das Dokument

(Fortsetzung von Seite 5)

«Sitzen» — das ist heute meine Arbeit, wie sie früher das Heilen war, und von diesem «Sitzen» kann ich mich nicht entfernen. Mein Ich ist *darin*. Die Kleinigkeiten, die Lebensumstände — die kennen Sie, vielleicht nicht im vollen Umfang, aus den Zeitungen, aus dem Radio. Hat es einen Sinn zu wiederholen, was bei Ihnen, in Dänemark, kein Geheimnis ist?

Der Sinn Ihres Briefes liegt darin, dass Sie an uns denken; so habe ich ihn aufgefasst. Ich weiss nicht, weshalb Sie gerade mich ausgewählt haben... Sie haben mich in Ihrem Brief daran erinnert, dass die Welt heute unvollkommen ist, dass das Gute, von dem es auf Erden nicht allzu viel gibt, ungleichmässig verteilt ist. Und wir hier sind, wie Sie schreiben, «damit besonders spärlich versehen».

Ich weiss nicht, ob jemand unter meinen Kameraden glücklich ist. Von Glück im Konzentrationslager zu reden ist, meine ich, Blasphemie. Das Glück hat man uns wohl schon entzogen (es fehlt auf der «Liste der Gegenstände, deren Benützung den Strafgefangenen gestattet ist»), aber eines hat man uns nicht entziehen können, ungeachtet aller Paragraphen, Artikel und Instruktionen: die Individualität. «Sich selbst verlieren» (wie Sie schreiben), das ist allerdings furchtbar; in unseren Bedingungen heisst es, seine Vergangenheit, Freunde, Moral zu verlieren. Gott zu verlieren. Und nichts dafür zu gewinnen, wenn man von der biologischen Existenz auf eher mittelständigem Niveau absieht, samt Hass auf die Leute, Unglauben an den Sinn von Begriffen wie Heimat, Liebe, Gerechtigkeit... (Und dennoch: wie sehnt man sich bisweilen nach der kostbarsten menschlichen Nahrung, nach gewöhnlichem Brot...)

Vieles habe ich früher nicht gewusst. Als Arzt, als Psychiater habe ich mit Menschen gearbeitet, habe sie studiert, sie behandelt. Und ich habe sie nicht gekannt. Meine Kenntnis des Menschen stammte aus Büchern, und ich hatte auch einen Bücherglauben an ihn. Jetzt weiss ich: die menschliche Welt hat sich als schmutziger, gemeiner erwiesen. Aber ich habe den Glauben an

In Kürze

Unter den wehrpflichtigen Jugendlichen in der DDR werden in verstärkter Masse Berufssoldaten für die Nationale Volksarmee (NVA) und andere bewaffnete Organe geworben. Nach Berichten aus der DDR ist die Bereitschaft, Berufsoffizier oder -unteroffizier zu werden, bei vielen angesprochenen Jugendlichen allerdings nicht sehr gross. Das äussert sich unter anderem darin, dass die Notwendigkeit einer langen Militärdienstzeit und der östlichen Aufrüstung überhaupt mehr oder weniger offen bezweifelt wird. So stellte ein Jugendlicher während eines Jugendforums in Schwerin die Frage, ob es nach Helsinki weiterhin nötig sei, als Berufssoldat zu dienen. Der Sekretär der SED-Bezirksleitung, Hans Wandt, antwortete darauf unter anderem, Berufssoldaten würden gebraucht, um zu verhindern, dass der Westen eine militärische Ueberlegenheit erlange, was «die Welt an den Rand des Atomkrieges führen» würde.

*

Die DDR-Soldaten sollen gründlicher auf einen «möglichen Krieg» vorbereitet werden. Das hat die von der Ost-Berliner Militärführung herausgegebene Zeitschrift «Militärwesen» gefordert. Sie bezeichnet es als «parteiliche Pflicht» der Kommandanten und Politorgane, «im gesamten Erziehungs- und Ausbildungsprozess stärker von den unerbittlichen Massstäben eines möglichen Krieges auszugehen und die Qualität der Gefechtsbereitschaft konsequenter daran zu messen, wie die Truppe, wie jeder einzelne Soldat auf das moderne Gefecht vorbereitet ist». ■

den Menschen nicht verloren, ich habe neben mir echte Weisheit zu sehen bekommen, echte Geistigkeit, echte Reinheit, die, so nehme ich an, nicht einmal ein Prometheus hätte aufbringen können.

Hier, in der Hölle, habe ich Sisyphus getroffen, die unablässig ihren schweren Felsbrocken bergauf rollen. Weise und standhaft, wie bei Albert Camus. Den Sisyphus bestimmt nicht die Heldentat, sondern die Zeit nachher. Wenn die Unerreichbarkeit eines konkreten Zieles bewusst wird, wenn bewusst wird, dass das Opfer vergeblich war: die Welt ist dieselbe geblieben. Affekt, Anstrengung, Besessenheit — all das ist auch dem Prometheus zugänglich. Hier habe ich Sisyphus gesehen, der freiwillig zu seinem Stein zurückkehrt.

Ich philosophiere nicht, Gerda, ich versuche mir den Mut des Menschen zu erklären, von dem ich schreiben werde. Ich möchte seine Grundlage verstehen. Man kann sich nicht einfach so danach erkundigen... Er ist ein Lette. Erzählt ungen von sich selber. Einsilbige Antworten sind alles, was ich von ihm bekommen konnte. Dabei spielt sowohl seine Bescheidenheit eine Rolle als auch seine schlechte Kenntnis des Russischen (während ich nicht lettisch spreche). Aber es gibt auch noch die gemeinsam hinter Stacheldraht verlebten Jahre, wo man vor niemandem weder minutenlange Traurigkeit, noch Wut, noch Feigheit verbergen kann. Drei Jahre kenne ich Ivars Grabans, einen schweigsamen, älteren Mann, der effektvolle Taten und effektvolle Worte meidet, einen Bauern, Lutheraner, Patrioten... ■